

Ulrich Gäbler

# Ein Missionarsleben

Hermann Gäbler und  
die Leipziger Mission in  
Südindien (1891–1916)





Ein Missionarsleben



Ulrich Gäbler

# Ein Missionarsleben

Hermann Gäbler und die Leipziger  
Mission in Südindien (1891–1916)



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT  
Leipzig



**Ulrich Gäbler**, Dr. theol., Dr. h.c., Jahrgang 1941, Professor em., lehrte in Zürich, Amsterdam, Basel und als Gastprofessor in Harvard (USA). Von 1998 bis 2006 war er vollamtlicher Rektor der Universität Basel. Seine Forschungen gelten der Reformation, insbesondere in der Schweiz, und den Frömmigkeitsbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts in Europa und in den USA. Biographische Arbeiten von ihm erschienen in mehreren Sprachen. Gäbler lebt in der Schweiz und in Österreich. Er ist ein Enkel von Hermann Gäbler.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig  
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Gesamtgestaltung: Formenorm · Friederike Arndt, Leipzig  
Coverbild: Ochsenwagen, Herkunft: Nachlass E. Gäblers  
Druck und Binden: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-374-05332-2  
[www.eva-leipzig.de](http://www.eva-leipzig.de)

## VORWORT

In diesem Buch erzähle ich die Geschichte meines Großvaters, des Missionars Hermann Gäbler (1867–1918). Auf den ersten Blick gehört es zu den »Familiengeschichten«, wie sie in jüngerer Zeit mehrfach veröffentlicht wurden. Doch habe ich meinen Großvater weder gekannt noch gibt es über ihn mündlich überlieferte Erzählungen. Umso eindrücklicher begegnete er mir in vielfältigen schriftlichen Zeugnissen von ungewöhnlicher Breite und Tiefe.

Im Archiv der Leipziger Mission (deponiert in den Franckeschen Stiftungen in Halle an der Saale) finden sich unter anderem der lückenlose Aktenbestand der Missionsbehörden, darunter die Korrespondenz Gäblers, seine jährlichen Tätigkeitsberichte und die handschriftlichen Vorlagen für seine Veröffentlichungen. Ferner konnte ich mich auf den Nachlass seiner zweiten Ehefrau Else Gäbler, der auf mich übergang, stützen. Am wichtigsten sind darin das Tagebuch 1891/1892 mit dem Bericht über seine Ausreise nach Indien, ungefähr 300 Briefe von Angehörigen der Familie des Missionarseehepaares nach Indien, sehr persönliche Briefe seiner ersten Ehefrau Hedwig Gäbler nach Deutschland, die innige, ja intime Korrespondenz zwischen Hermann und Else aus der Verlobungs- und Ehezeit sowie eigenhändige Aufzeichnungen Gäblers aus seiner pfarramtlichen Tätigkeit in Deutschland mit Rückblicken auf die Zeit als Missionar. Dazu kommen Veröffentlichungen und Briefe Else Gäblers an ihre Kinder, die über das Leben in Indien berichten.

Meine Darstellung verbindet in einer dichten Beschreibung die Geschichte Gäblers und seiner Familie mit der Lebenswelt der Leipziger Mission sowie den Rahmenbedingungen der kolonialen englischen Herrschaft in Indien bis in die Zeit des Ersten

Weltkrieges. Hermann Gäbler entstammte einem pietistischen und kleinbäuerlich-dörflichen Milieu, das seine missionarische Praxis bestimmte. Innerhalb der Leipziger Mission nahm er damit eine Minderheitenposition ein, die er entwickeln konnte, ohne bei der Missionsleitung Anstoß zu erregen. An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert kamen in der internationalen protestantischen Missionsbewegung Prozesse in Gang, die bis auf den heutigen Tag nachwirken. Zum ersten Mal lässt sich von weltweiter Mission sprechen. Die Missionsgesellschaften begannen ihre Zusammenarbeit auf eine institutionelle Basis zu stellen, die aus der Mission entstehenden einheimischen Kirchen strebten nach größerer Selbständigkeit. Vorsichtig öffneten sich Gäbler und die Leipziger Mission diesen unausweichlichen Herausforderungen. Mit dem Ausbruch des Weltkrieges änderte sich schlagartig die Lage auf dem indischen Missionsfeld. Die deutschen Missionare mussten zunehmend Einschränkungen ihrer Arbeit in Kauf nehmen, schließlich hatten sie das Land zu verlassen. Die Leipziger Mission stellte ihre Tätigkeit in Indien ein.

Die internationale Missionswissenschaft hat in den letzten Jahrzehnten ihre Aufmerksamkeit zu Recht auf grundsätzliche Themen gelenkt, wie etwa auf die Problematik einer eurozentrischen Betrachtung globaler Prozesse, auf den Aufbau missionsunabhängiger kirchlicher Strukturen in der nichtwestlichen Welt, auf Kolonialismus und Dekolonisation, auf die Entwicklung interkultureller und kontextueller Theologien, auf den interreligiösen Dialog. Dieses Buch nimmt Mission aus einer anderen Perspektive in den Blick. Es hat zum Ziel, durch die Erzählung des Lebens eines einzelnen Missionars die Alltagswirklichkeit von Mission und der in ihr wirkenden individuellen und kollektiven Kräfte zu erhellen, um so zu einem vertieften Verständnis von Mission beizutragen.

Zur Anlage des Buches sei noch Folgendes angemerkt. Bei meiner Darstellung stütze ich mich auf eine sehr große Zahl

knapper Quellenbelege, was die Herkunftsnachweise in den Anmerkungen anschwellen lässt. Ich habe das Verhältnis von Text und Anmerkungen so gestaltet, dass alles, was inhaltlich von Belang ist, im laufenden Text zur Sprache kommt. Leserin oder Leser sollen sich deshalb durch die Anmerkungsziiffern nicht stören lassen, außer die Neugierde gibt Anlass, wissen zu wollen, woher die eine oder andere Feststellung des Autors stammt.

Bei der Erarbeitung des Buches habe ich mannigfache Hilfe erfahren. Danken möchte ich dem Personal folgender Archive: Hauptarchiv der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel, Bielefeld; Archiv der Ev.-Luth. Diakonissenanstalt, Dresden; Landeskirchenarchiv, Dresden; Sächsisches Staatsarchiv, Dresden; Stadtarchiv, Dresden; Niedersächsisches Landesarchiv–Staatsarchiv Wolfenbüttel; Landeskirchenarchiv, Wolfenbüttel. Tiefen Dank schulde ich den Franckeschen Stiftungen mit ihrem Direktor Thomas Müller-Bahlke. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben meine Archivbesuche stets mit besonderer Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft unterstützt. Herzlich danken möchte ich Frau Elke Bormann vom Bildarchiv des Leipziger Missionswerkes in Leipzig. Sie hat unermüdlich und sachkundig Bildmaterial beigebracht und dadurch meine visuelle Kenntnis der Welt des Großvaters erweitert und die Bildausstattung des Buches bereichert.

Freundliche Auskünfte und Unterstützung verschiedener Art verdanke ich ferner: Matthias Benad, Britta Berg, Volker Dally, Jürgen Gröschl, Andreas Heuser, Birgit Hoffmann, Daniel Jeyaraj, Brigitte Klosterberg, Ernst Koch, Klaus Koschorke, Andreas Nehring, Klaus vom Orde, Paul Salins, Gundula Schmidt, Kristin Schubert, Jochen Striewisch.

Besondere Verdienste um das Buch erwarben sich Nikolaus Gäbler, Rainer Henrich, Martin Schaffner und Heino Speer. Sie haben die Entstehung des Manuskripts in seinen einzelnen Stadien verfolgt, den Text kritisch durchmustert, Ungereimtheiten und stilistische Schnitzer ausgemerzt. Für ihr Engagement, häu-

fig verbunden mit ermunternden Worten, bin ich ihnen zu tiefem Dank verpflichtet. Meine Arbeit aufs Engste begleitet hat Kim Colin Dällenbach, der weit über die Sorge für ein formal ansprechendes Manuskript hinaus zur Verbesserung von Stil und Inhalt beitrug. Dario Dello Buono übernahm Registerarbeiten. Beiden danke ich für Ihre Hilfe. Meine Cousins Hans-Gottfried, Christoph, Michael und Klaus Gäbler haben mir dankenswerterweise einschlägiges Quellenmaterial aus ihren Privatarchiven zukommen lassen und meine Familienkenntnisse durch Auskünfte über ihre Eltern erweitert. Dank schulde ich Christian Samraj und Gudrun Löwner für ihre Hilfe, mich in der indischen Welt besser zurechtzufinden. Bei einem Besuch von Wirkungsstätten Hermann Gäblers in Südindien begleiteten meine Frau und mich Anitta Godwin, Charles Alexander und Christopher Immanuel. Sie gehören der Tamil Evangelical Lutheran Church (TELC) an, die aus der Leipziger Mission hervorgegangen ist. Ihre Präsenz half uns, die indische Wirklichkeit besser zu verstehen, was, wie ich hoffe, dem Buche zugutegekommen ist. Wir halten die Zeit mit ihnen in dankbarer Erinnerung. Herzlich danke ich der Verlegerin der Evangelischen Verlagsanstalt Annette Weidhas, die mich zur Niederschrift ermunterte und die Entstehung des Buches sorgsam begleitete.

Dankbar erinnere ich mich an Wally Tröger in Stützengrün, die mir erzählte, wie sie als siebenjähriges Mädchen mit ihrer Mutter am Totenbett meines Großvaters stand.

Riehen/Basel  
*Ulrich Gäbler*

19. September 2017  
Am 150. Geburtstag von Hermann Gäbler

## INHALT

### Kapitel 1:

#### **Herkunft, Ausbildung, Lehrzeit in Indien, 1867–1893** 11

1. Frommes Milieu und bäuerliche Armut, 1867–1885 13
2. Ausbildung im Missionsseminar und Aussendung nach Indien, 1885–1891 24
3. Hilfsmissionar in Coimbatore, 1891–1893 53

### Kapitel 2:

#### **Ernüchterung und Schicksalsschläge – Wiruttásalam, 1893–1899** 89

1. Kurze Freude – Die Ehe mit Hedwig Buckan 91
2. Der Missionar als Verwalter 116
3. Die Leipziger Mission in der Krise 133

### Kapitel 3:

#### **Heimaturlaub und Wiederverheiratung, 1899–1900** 143

1. Die Welt der Else Thomä 146
2. Liebesglück und Zukunftssorgen 164

**Kapitel 4:**

**»Seine Arbeit in Demut tun« – Tiruvallur, 1900–1906 195**

1. Widrige Voraussetzungen im neuen Arbeitsgebiet 198
2. Das Leben auf der Missionsstation und  
im Missionsdistrikt 219
3. Der Missionar und seine Familie 266

**Kapitel 5:**

**Als Sekretär im Kirchenrat, 1906–1915 289**

1. An den »Grenzen der Kräfte« 294
2. Aufgeschlossen für Neuerungen 316
3. Der Weltkrieg als »Gerichtszeit« 327

**Kapitel 6:**

**Heimkehr, 1916–1918 353**

**Anmerkungen 373**

**Anhang 408**

Hinweise 408

Quellen und Literatur 409

**Register 420**

Abbildungsverzeichnis 430

## **KAPITEL 1**

Herkunft, Ausbildung, Lehrzeit  
in Indien, 1867–1893

---



## 1. Frommes Milieu und bäuerliche Armut, 1867–1885

Gustav Hermann Gäbler wurde am Donnerstag, dem 19. September 1867, geboren und am darauffolgenden Samstag getauft.<sup>1</sup> Sein Elternhaus stand in der kleinen Oberlausitzer Ortschaft Dornhennersdorf (Strzegomice) in der heutigen Volksrepublik Polen. Die Vorfahren waren in dieses Gebiet östlich der Neiße, unweit von Zittau, in der frühen Neuzeit eingewandert. Der Familienname erinnert an den Herkunftsort »Deutsch-Gabel« in der heutigen tschechischen Republik (Jablonné v Podještědí). Hermann Gäblers Großvater Gottlieb (1806–1865) hatte im Jahre 1851 das Haus mit Garten, umliegender Wiese und Ackerbaufläche gekauft.<sup>2</sup>

Die Eltern Gustav (1836–1904) und Ernestine (1843–1916) Gäbler trieben in bescheidenem Maße Landwirtschaft und verdienten sich ein Zubrot durch ihre Hausweberei. Über ihren Alltag ist nicht viel bekannt, doch lassen sich aus Briefen die Lebensumstände der Familie erkennen. Sowohl die Eltern als auch die heranwachsenden Söhne arbeiteten in der Wohnstube am Handwebstuhl und stellten Stoffe für Kleidung und Haushalt her. Die Gäblers verkauften ihre Erzeugnisse selbst und waren deshalb von den lokalen Marktmöglichkeiten abhängig. Der Konkurrenzdruck der mechanischen Webereien, zum Beispiel im nahegelegenen Reichenau (Bogatynia), verschärfte je länger je mehr die wirtschaftliche Lage der Familie. Der Landbesitz war zu klein, um sich eine Kuh halten zu können. In wenigen Tagen war alles gemäht. So musste sich die Familie mit Ziegen begnügen, die sowohl Milch – und damit Butter – als auch Fleisch lieferten. An Ostern brachte der Verkauf von Zicklein zusätzliches Geld ein. Weit über den Eigenbedarf hinaus reichte die Obsternte, von Äpfeln, Birnen, Pflaumen bis hin zu roten und schwarzen Kirschen. Angebaut wurden vor allem Kartoffeln, Speise- und Futterrüben, Klee sowie Hafer

und anderes Getreide für das tägliche Brot. Bienen sorgten für den hauseigenen Honig. Großzügig verschenkte die Familie von dem, was die karge Landwirtschaft einbrachte. Nach der Geburt ihres Enkels Johannes in Dresden schickte Ernestine an die junge Mutter Helene Gäbler, »zur Kräftigung eine Henne, die nun fast zu fett zum Eierlegen war, aber hübsch wässern nach dem Transport«, wie sie im beigefügten Brief schrieb.<sup>3</sup> Nach Indien gingen Sendungen mit Honig und Früchten.<sup>4</sup> Das anstrengende Leben der Mutter bekümmerte Hermann Gäbler. An ihrem 48. Geburtstag 1891, den er auf dem Schiff nach Indien erlebte, notierte er sich in sein Tagebuch den Gebetswunsch: »Nun heute ist der Geburtstag meiner lieben Herzensmutter, der Herr segne sie in Gnaden im neuen Lebensjahre und gebe ihr besonders neben aller Frische und Freudigkeit in geistlicher Beziehung auch gute Gesundheit und Frische ihres sosehr von Arbeit überlasteten Körpers«.<sup>5</sup>

Insbesondere der kalte Nordostwind brachte ein raues Klima mit sich. Schon im frühen November fiel Schnee und noch Mitte März war er nicht weggeschmolzen. Im September gab es Frost, sodass das Rüben- und Kartoffelkraut erfror und als Futtermittel verloren war. Vor Kälte tauten im strengen Winter an den Schiebefenstern die Eisblumen nicht mehr auf. Die Nachtfröste hielten lange an, sogar im Mai konnte es schneien, und das Heu ließ sich erst Anfang Juni einbringen. Hermann Gäbler (1867–1918) wuchs in kümmerlichen wirtschaftlichen Verhältnissen auf, zusammen mit seinen beiden jüngeren Brüdern Heinrich (1870–1918), der den Lehrerberuf ergriff, und Julius (1878–1952), der den elterlichen Betrieb weiterführte.

Dornhennersdorf lag abseits der großen Verkehrslinien. Den Bahnhof Hirschfelde an der Eisenbahnstrecke Zittau – Görlitz erreichte man nach ungefähr einer Gehstunde, unterwegs lag Seitendorf (Zatonie), der zuständige Postort für Dornhennersdorf. Etwa gleich weit entfernt war es bis nach Reichenau, wo seit 1884 eine Schmalspurbahn von und nach Zittau

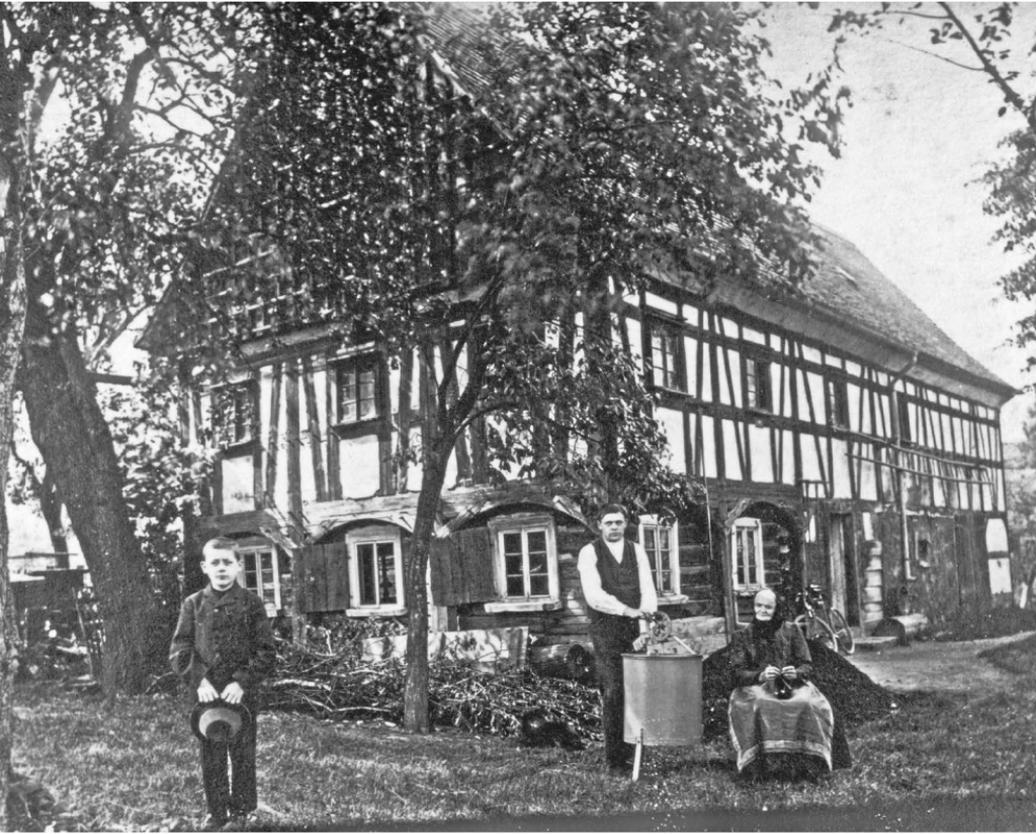


Abb. 1: Geburtshaus Hermann Gäblers, Dornhennersdorf 57 (Oberlausitz). Das sächsische Gebiet rechts der Lausitzer Neiße fiel 1945 an Polen. Das Dorf verschwand im Zuge des Braunkohlentagebaus. Links von der Haustüre des sogenannten Umgebindehauses befanden sich die Wohnräume mit dem Handwebstuhl, rechts davon der Ziegenstall und anschließend die Scheune. Die Aufnahme entstand um das Jahr 1905. Von links nach rechts Hermann Gäblers Sohn Johannes, der vom zweiten bis zum zehnten Lebensjahr in dem großelterlichen Haus aufwuchs, daneben Gäblers Bruder Julius und die Mutter Ernestine. Am Hause lehnt das Fahrrad, mit dem Erzeugnisse aus Landwirtschaft und Weberei auf den Markt nach Zittau gebracht wurden.

Halt machte. Etwas kürzer war der Fußweg zum zuständigen Kirchort Weigsdorf (Wigancice Zytawskie), unmittelbar an der sächsisch-böhmischen Grenze gelegen. Für die Kinder gab es in Dornhennersdorf selbst eine Schule. Zu ihrem Unterhalt leisteten die Dorfbewohner besondere Abgaben. Die Schulangelegenheiten besorgte ein Schulvorstand, sodass zusammen mit dem Armenwesen das Dorf über ein gewisses Maß an Selbstverwaltung verfügte. In der Zeit von Hermann Gäblers Schulbesuch kam es im sächsischen Unterrichtswesen zu einschneidenden organisatorischen Veränderungen. Die evangelische Kirche und die Pfarrerschaft verloren ihren bestimmenden Einfluss auf das örtliche Schulwesen. Das sächsische Volksschulgesetz von 1873 trat an die Stelle des Regelwerkes von 1835, welches der Volksschule die »religiöse Bildung der vaterländischen Jugend« zugewiesen hatte.<sup>6</sup> Davon war 1873 nicht mehr die Rede. Im Zeichen des Kulturkampfes ging die lokale Verantwortung für die Volksschule vom Pfarrer auf den Schulvorstand über, dem der Geistliche wohl von Amts wegen angehörte, allerdings war er, wie der Lehrer, nur ein einfaches Mitglied in dieser Aufsichtsbehörde. Nicht mehr die Pfarrer hatten Beschwerden über Lehrer entgegenzunehmen, wohl aber der gewählte Schulinspektor. Das Gesetz trug der kirchlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit Rechnung, die traditionelle Zusammenarbeit von Kirche und Staat lockerte sich, auch auf den Dörfern war die prominente Stellung der Religion am Zerbrechen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging das sächsische Gebiet östlich der Lausitzer Neiße an die Volksrepublik Polen, die den Abbau der dortigen Braunkohlevorkommen zur Verbesserung der Energieversorgung des Landes benötigte. Die Bevölkerung musste im Sommer 1945 die Dörfer verlassen.<sup>7</sup> Hermann Gäblers Bruder Julius und dessen Ehefrau Paula (1888–1956) fanden in Zittau eine Bleibe. Im großen Stil setzte die Gewinnung der Braunkohle ein. Die dazugehörenden Kraftwerke tragen bis in die Gegenwart einen erheblichen Anteil zur polnischen Strom-

erzeugung bei. Dem Tagebau fielen mehrere Ortschaften zum Opfer. Im Jahre 2000 war Dornhennersdorf verschwunden.

Das religiöse Klima seines Elternhauses hat den heranwachsenden Hermann Gäbler zutiefst geprägt. Das lässt sich anhand von Briefen der Eltern feststellen. Zwar kannte das bäuerliche Leben, auch noch des 19. Jahrhunderts, Schriftlichkeit im Wesentlichen nur in juristischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten, denn das Führen von Tagebüchern oder die kontinuierliche Pflege privater Korrespondenzen erschien weder nötig noch sinnvoll und gehörte deshalb zu den seltenen Ausnahmen. Damit die stete Verbindung mit Hermann Gäbler sowohl während seiner Ausbildungszeit im Leipziger Missionsseminar wie später in Indien aufrecht blieb, bedurfte es des schriftlichen Austauschs. Tatsächlich entwickelte sich ein äußerst reger Briefwechsel<sup>8</sup>, von dem sich allerdings nur ein verschwindend kleiner Teil erhalten hat. Doch diese wenigen Briefe genügen, um sich ein Bild von der Frömmigkeit der Familie Hermann Gäblers machen zu können.

Am aussagekräftigsten schrieb Hermann Gäblers Mutter Ernestine. Ihre Briefe in makelloser Kurrentschrift haben den Ton des Sprechens behalten. Sie erzählte ihrem Sohn in Indien vom täglichen Leben. Selbstverständlich war der regelmäßige Besuch der sonntäglichen Gottesdienste oder der besonderen Abendmahlsfeiern in Weigsdorf, ebenso wie der Bibelstunden im Dornhennersdorfer Schulhaus. »Mir sind diese Bibelstunden und Bibelerklärungen immer sehr lieb«<sup>9</sup>, schrieb sie. Das Hausabendmahl mit ihrem sterbenden Mann Gustav gab ihr Anlass, Gott »für diesen Gnaden- und Segenstag« zu danken, und angesichts des nahenden Todes tröstete sie sich und ihren Sohn mit den Worten: »Was nun werden will, Gott weiß es, er mache es nur wies ihm gefällt.«<sup>10</sup> Dieses unerschütterliche Vertrauen in Gottes Führung kennzeichnete die Frömmigkeit der Familie. Was auch immer, sie befahl im fürbittenden Gebet Gottes »täglichem Gnadenschutz« an.<sup>11</sup> Der Heiland werde helfen. Sein Lei-

den stärke in der Not, mache stille und lasse das eigene Kreuz erträglich werden.<sup>12</sup> Missernten vermochten diesen Glauben nicht ins Wanken zu bringen, sie waren ebenso eingebettet in Gottes Willen. So tröstete sich Gustav Gäbler nach einem verheerenden Frost mit dem Zitat aus dem Hiobbuch: »Doch der Herr hat es gegeben und der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt« (Hiob 1,21).<sup>13</sup> Auch im Großen sah Ernestine Gottes Macht am Werke, als sie die Erdbebenkatastrophe von Messina im Jahre 1908 mit den Worten kommentierte: »Der Herr klopft gewaltig an mit seinen Gottesgerichten.«<sup>14</sup> Der Glaube der Familie stärkte sich aus dem täglichen Gebrauch von Andachtsbüchern und der regelmäßigen Bibellektüre.<sup>15</sup> Übergangslos flossen Wendungen aus der Heiligen Schrift oder dem Gesangbuch in ihre Erzählungen ein. Die bäuerliche Saisonarbeit und der kirchliche Kalender bestimmten den Alltag wie den Jahreslauf. Getragen wurde das notvolle Leben von einer aus der Bibel genährten Frömmigkeit pietistischen Zuschnitts.

Eine Stütze fand die Familie bei den Ortsgeistlichen. Für die religiöse Entwicklung Hermann Gäblers und seinen Entschluss, Missionar zu werden, spielte Pfarrer Karl Adolf von Wilucki (1841–1905) eine entscheidende Rolle.<sup>16</sup> Das Aktenbündel zur Kirchgemeinde Weigsdorf im Landeskirchenarchiv Dresden gibt einen guten Einblick in die mehr als zwanzigjährige Amtsführung des Pfarrers von Wilucki (1875–1897). Die biblische Unterweisung war ihm wichtig, er scheute sich nicht vor der Gerichtspredigt und zweifelte skrupelhaft den Sinn der vorgeschriebenen Konfirmationsordnung an.

Als von Wilucki im Jahre 1875 in Weigsdorf anfang, führte er sogleich eine Neuerung ein. Er begann alle zwei bis drei Wochen im Dornhennersdorfer Schulzimmer eine Bibelstunde zu halten. In der kalten Jahreszeit sei insbesondere für Alte und Kranke der dreiviertelstündige Weg nach Weigsdorf zu beschwerlich. Die Bibelstunden mit Gesang, Schrifterklärung, Gebet und Segen fanden bei Dornhennersdorfern Anklang, denn im folgen-

den Jahre setzte er sie fort und holte jetzt die dazu notwendige Genehmigung bei der vorgesetzten Kirchenbehörde (Konsistorium) in Bautzen ein. Sie wurde ihm postwendend erteilt.<sup>17</sup> Die Bibelstunden in Dornhennersdorf blieben eine feste Einrichtung, auch bei von Wiluckis Nachfolgern. Unter ihnen ragt Karl Hermann Theodor Kühn (1869–1957) heraus, der später an der Leipziger Nikolaikirche wirkte.<sup>18</sup>

Von Wilucki musste um Genehmigung ansuchen, weil zu dieser Zeit die Abhaltung von Bibelstunden trotz der Leitung durch einen Pfarrer umstritten war. Die Gegner fürchteten wegen der Mitwirkung von Laien bei der Bibelauslegung die Schwächung der Amtsautorität der Pfarrer und damit eine Gefährdung der Eintracht in der Gemeinde, zudem könnten Bibelstunden zur Bildung separater, von der Gemeinde abgesonderter Zusammenkünfte führen. Allerdings ließ sich die Beschäftigung mit der Bibel gerade durch Laien nicht aufhalten, gehörte sie doch zum festen Bestandteil pietistischer Traditionen.<sup>19</sup> Zur Förderung der Mission hielt von Wilucki besondere »Missionsstunden« ab, bei denen Berichte über die Arbeit der Leipziger Mission in Indien im Zentrum standen. Der heranwachsende Hermann Gäbler hat diese Zusammenkünfte fleißig besucht.<sup>20</sup>

Dieser pietistischen Grundhaltung entsprach eine strenge Auffassung von christlicher Sitte und Moral. So stieß sich von Wilucki an der seiner Meinung nach überbordenden dörflichen Geselligkeit. Seine Gerichtspredigt rief öffentliches Ärgernis hervor.<sup>21</sup> Der »Gesangsverein Liedertafel in Weigsdorf« fühlte sich betroffen und rückte in der Zittauer Zeitung vom 31. August 1878 folgende Verse ein:

*»Du kennst und hörst kein Wiegenlied  
Kein liebevolles Kinderliedchen  
Dringt in Dein frostiges Gemüth.  
Nur mit dem Grundsatz, Aug um Aug, Zahn um Zahn,  
Verfolgst Du deine dunkle Bahn.  
Dass Deine Flügel, schwarzer Falter,*

*Dich nie in jene Höhen tragen  
Wo Sängers Lied verscheucht das Alter,  
Dafür bürgt jedes deiner Muckerworte  
Von Sündenschlamm und Höllenpforte«.*

Die Schmähungen als Rachegeist, Finsterling, Heuchler und Angstmacher nahm von Wilucki nicht widerspruchslos hin, beschwerte sich vielmehr beim Konsistorium in Bautzen. Dieses sah keinen Anlass zum Eingreifen. So bedauerlich das Inserat auch sei, einen strafrechtlichen Tatbestand stelle es nicht dar. Doch der Pfarrer ließ nicht locker, und so erfolgte doch noch eine Strafanzeige. Das Gericht in Reichenau lud den Verantwortlichen für die Liedertafel, den Weber Carl Wilhelm Seiler, vor. Über den Ausgang des Prozesses schweigt der Akt. Die beiden Vorgänge beleuchten die Situation in der Kirchgemeinde Weigsdorf. Von Wilucki förderte nach Kräften den pietistisch gesinnten Gemeindeteil, was Widerspruch bei anderen Kirchengliedern hervorrief. Falls die Schmähverse tatsächlich von Wilucki ausgesprochene Worte wiedergeben, lassen sie auf eine wenig zimperliche Predigtsprache schließen. Das dritte Beispiel bestätigt, dass ihm eine gewisse Heftigkeit nicht abging. Allerdings bewegte von Wilucki dabei ein Problem von großer religiöser Tragweite – dem sich in ähnlicher Weise fünfzehn Jahre später auch Hermann Gäbler in seinem Missionsalltag gegenüber sah.

Im Dezember 1886 entschloss sich von Wilucki zu einem ungewöhnlichen Schritt.<sup>22</sup> Mit einer Eingabe wandte er sich direkt an das Evangelisch-Lutherische Landeskonsistorium zu Dresden, der höchsten kirchlichen Behörde Sachsens. Seit Jahren habe er bei der Ausstellung der Konfirmations-scheine schwere Gewissensbedenken wegen der sächsischen Konfirmationsordnung, die allen Pfarrern bindend vorschreibe, jedem neu Konfirmierten die Konfirmation durch eine Bescheinigung mit den Worten »nach erfolgter Reife« zu bestätigen. Diese Formel sehe harmlos aus, Amtsbrüder dächten sich vielleicht nichts dabei und hielten das Ausfüllen der Scheine für eine mechanische Ar-

beit. Er jedoch habe sich bisher immer wieder gefragt, was denn das Wort »Reife« in diesem Zusammenhang eigentlich bedeutete. Könne man von dreizehn bis sechzehnjährigen Jugendlichen behaupten, sie hätten religiöse Reife? Mehr als tausend Kinder habe er konfirmiert, keines könne heute als »reif« bezeichnet werden, ja, von denen, die die Scheine ausstellten, lasse sich das doch ebenso wenig behaupten. Der Konfirmationsschein sei deshalb nicht bloß undeutlich, er enthalte sogar eine Unwahrheit. Pfarrer von Wilucki trieb seine Argumentation auf die Spitze, indem er eine solche Bestätigung sogar als »gefährlich« bezeichnete. Sie könnte nämlich zur allseits beklagten Verwilderung der Jugend beigetragen haben. Warum sollten sich Jugendliche nicht sagen, der Pfarrer erklärte mich für reif, nun können wir tun und lassen, was wir wollen? Aus Gewissenspflicht trage er seine Bedenken mit der Bitte vor, die Wendung »nach erfolgter Reife« auf dem Konfirmationsschein fallen zu lassen.

Das Landeskonsistorium reagierte umgehend und wies die nachgeordnete Kirchenbehörde in Bautzen an, mit Pfarrer von Wilucki das Gespräch über das rechte Verständnis der Formel zu führen: Die Wendung »nach erfolgter Reife« verlange nicht mehr als das Maß von religiöser Reife wie es dem Alter der Konfirmierten entspreche. Die Unterredung fand am 24. Januar 1887 im Zittauer Gasthaus zum »Sächsischen Hofe« statt. Das Ergebnis war enttäuschend. Von Wilucki fand seine Bedenken durchaus nicht ausgeräumt. Im Gegenteil. Drei Tage später schrieb er einen erbosten Brief nach Bautzen, hielt seine Einwände aufrecht und warf dem Landeskonsistorium vor, nur »geschäftlich« auf seine Gewissensnöte eingegangen zu sein. Wie tief sich von Wilucki unverstanden fühlte, zeigt seine Bitte, Gott möge dem Landeskonsistorium Licht, Kraft und Mut schenken, damit es eine Formel beseitige, die der Landeskirche nur zur Schande und zum Schaden gereiche. Sein Vertrauen in die Kirchenbehörde sei zutiefst erschüttert. Schließlich berief sich von Wilucki auf das Jesuswort »Werdet wie die Kinder«, das er mit der bezeich-

nenden Wendung »Unser Heiland sagt« einführt. Mit der Formel »nach erlangter Reife« würden die Kinder »mutwillig aus ihrer Kindlichkeit auf einen Standpunkt nie vorhandener Reife emporgeschraubt«. <sup>23</sup> Das stimme nicht mit dem Willen des Heilands überein.

In den folgenden Wochen versuchte das Bautzener Konsistorium mehrfach mit von Wilucki eine Verständigung herbeizuführen. Der Pfarrer von Weigsdorf blieb unbeugsam und hielt dazu fest, »dass die betreffenden Worte eine Unwahrheit enthalten.« <sup>24</sup> Die Bautzener mussten schließlich in Dresden die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen eingestehen. Jetzt sah sich das Landeskonsistorium veranlasst, in einem neunseitigen Schreiben seine Position ausführlich zu erläutern. Mit der einer Behörde eigenen Gelassenheit will sie die im Briefe von Wiluckis vom 27. Januar 1887 »in Betreff des Landesconsistoriums in offener Erregung gebrauchten Ausdrücke und Vorhalte nicht bemängeln« <sup>25</sup>, wohl aber umfassend auf seine Bedenken eingehen. Im Kern läuft die Argumentation des Konsistoriums darauf hinaus, »Reife« im Sinne von »reif für die Zulassung zur Konfirmation« zu verstehen, ähnlich wie der Begriff in Abgangszeugnissen der Schulen gebraucht werde. Nichts weiter beurkundeten die Pfarrer als dass die Kinder »durch Unterricht und seelsorgerliche Pflege in ihrem Christenstande soweit gefördert sind, dass sie den bei ihrer Taufe von den Pathen an ihrer Statt bekannten Glauben selbst zu bekennen befähigt und Willens sind.« <sup>26</sup> Die Konfirmierten seien keineswegs fertige Christen. Das könne doch ein Pfarrer ohne weiteres bescheinigen. Pfarrer von Wilucki wird diese Erläuterung von »Reife« ebenso wenig wie die vorhergehenden Erklärungen überzeugt haben. Von einer Reaktion seinerseits ist allerdings nichts bekannt. Damit verlief die Angelegenheit im Sande.

Schon seit längerer Zeit war im deutschen Protestantismus eine kontrovers geführte Debatte über das Wesen der Konfirmation im Gange. <sup>27</sup> Die traditionelle Auffassung von der Konfir-

mation, wie sie in der staatlichen und kirchlichen Gesetzgebung zum Ausdruck kam, sah in ihr eine »kirchlich-pädagogische Einrichtung«. <sup>28</sup> Mit ihr werde der Abschluss der Schulzeit und die Aneignung religiöser Kenntnisse bestätigt. Diese Ansicht teilte von Wilucki nicht. Ihm ging es vielmehr darum, die Konfirmation mit ihrer Zulassung zum Abendmahl als eine Station sich vertiefenden christlichen Glaubens und Lebens zu begreifen. Die vehemente Ablehnung des Begriffs »Reife« lässt sich von der Sorge leiten, kirchenrechtliche Bestimmungen könnten die religiöse Wirklichkeit verzerrt voraussetzen und darstellen. Statt zu fördern würden sie damit das geistliche Leben behindern. Sein Ideal war die Praxis eines frommen Lebens seiner Gemeindeglieder. Ohne Zweifel entsprach die im Hause Gäbler geübte Religiosität seinen eigenen tiefsten Überzeugungen.

Über die frühen Jahre von Hermann Gäbler sind nur wenige Einzelheiten bekannt. <sup>29</sup> In Dornhennersdorf besuchte er bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr die dreiklassige Volksschule, deren Abschluss bildete die Konfirmation mit Beichte und Abendmahl im April 1881. Im selben Jahr trat er in die sogenannte »Fortbildungsschule« <sup>30</sup>, ebenfalls in Dornhennersdorf, ein. Sie bot mit wenigen Wochenstunden einen vertieften Volksschulunterricht und trug der Vorbereitung auf das Berufsleben Rechnung. Doch schon bald entschloss sich Hermann Gäbler dazu, den Eintritt in die Leipziger Mission anzustreben. Ihm war bewusst, dafür vor allem gediegene Sprachkenntnisse erwerben zu müssen. Deshalb begann er neben der Fortbildungsschule privat klassische und moderne Sprachen zu erlernen. Sowohl diese Studien wie die Mithilfe in Weberei und Landwirtschaft dürften dafür verantwortlich gewesen sein, dass er eine erhebliche Zahl von Schultagen versäumte, wie sein Lehrer im Zeugnis von 1883 festhielt. Seinen Spracherwerb unterstützten Pfarrer von Wilucki im Lateinischen und Griechischen und dessen Ehefrau Gertrud im Französischen und Englischen. <sup>31</sup> Die Entscheidung des jungen Mannes, den vorgezeichneten Weg zur Existenz als

Bauer und Weber zu verlassen und ein Leben als Missionar anzustreben, zeugt von Mut, Entschlossenheit und Ausdauer. Eingebettet ist das Vorhaben in die Gewissheit, damit Gottes Willen zu erfüllen. Den Schritt haben ihm die positive Einstellung der Eltern zur Mission sowie die Förderung seiner religiösen und intellektuellen Entwicklung durch das Pfarrerehepaar von Wilucki erleichtert.

## 2. Ausbildung im Missionsseminar und Aussendung nach Indien, 1885–1891

Im Mai 1883 suchte der noch nicht sechzehnjährige Hermann Gäbler bei der Leitung der Leipziger Mission um Aufnahme in das Missionsseminar an.<sup>32</sup> Die Wahl der Leipziger Mission<sup>33</sup> lag für den jungen Sachsen auf der Hand, denn die deutschsprachigen Missionsgesellschaften rekrutierten ihren Nachwuchs vornehmlich nach regionalen Gesichtspunkten. Seit beinahe fünfzig Jahren fand die Leipziger Mission in Sachsen breiten Rückhalt. Örtliche Missionsvereine in den Kirchgemeinden unterstützten sie nach Kräften sowohl ideell wie materiell. Eine intensive Publikationstätigkeit machte ihre Arbeit auf dem südindischen Missionsfeld bekannt. Hermann Gäbler hatte zwei gewichtige Fürsprecher. Sein Pfarrer, von Wilucki, nahm Fühlung mit Missionsdirektor Julius Hardeland<sup>34</sup> (1828–1903) auf. Außerdem setzte sich Otto Hardeland<sup>35</sup> (1853–1926), der Neffe des Missionsdirektors, für ihn ein. Als Pfarrer in Zittau kannte er Hermann Gäbler. Nachdrücklich empfahl er der Missionsleitung den frommen Bauernsohn. Es nützte nichts. Zwar beurteilte die Missionsleitung das Aufnahmegesuch positiv, lehnte es aber aus formalen Gründen ab, Hermann Gäbler sofort aufzunehmen, und vertröstete ihn auf einen späteren Eintritt ins Seminar. Das Pro-

tokoll hält fest, dass er noch zu jung und zudem zu spät dran sei, da das erste Ausbildungsjahr bereits begonnen habe. »Die Zeugnisse sind gut, sodass wir auf ihn später zurückkommen könnten, aber er muss warten bis auf die nächste Aufnahme Ostern 1885.«<sup>36</sup> Der Leiter des Seminars teilte Hermann Gäbler diesen Entscheid mit und fügte die Aufforderung hinzu, er möge das Gesuch im Jahre 1885 wiederholen. Hermann Gäbler kam dieser Aufforderung nach. Anfang Januar 1885 schrieb er persönlich an Missionsdirektor Hardeland.<sup>37</sup> Er sei nunmehr siebzehn Jahre alt und habe »sich bereits seit mehreren Jahren gesehnt und gewünscht, einst denen das Evangelium verkündigen zu können, die noch sitzen und sich befinden in Finsternis und Schatten des Todes«. Man möge ihm seine sehnliche Bitte gewähren und ihn auf Ostern 1885 in das Seminar aufnehmen. Die Beilagen des seinerzeitigen Gesuchs (Lebenslauf, Zeugnisse von Pfarrer, Dorfschullehrer und Arzt) lägen im Missionshaus noch vor. In seinem noch aus dem Jahr 1883 stammenden Lebenslauf schildert Hermann Gäbler die Beweggründe für seinen Berufswunsch und gibt Auskunft über seine Sprachkenntnisse. Es ist das erste von Hermann Gäbler selbst stammende Zeugnis seiner religiösen Prägung. Selbstverständlich lässt sich bei einem noch nicht Sechzehnjährigen keine individuell geschärfte Beschreibung seiner Glaubenshaltung erwarten. Immerhin wird in den von ihm gebrauchten formelhaften Wendungen der Horizont seiner Religiosität sichtbar. Sie spiegelt seine Lektüre einschlägiger Veröffentlichungen wider: Der Heiland und Erlöser habe sich zum Heil und Sühnopfer aller Welt hingegeben, in keinem anderen Namen sei Heil. »Ganz erfüllt von dieser großen und wunderbaren Erbarmung Gottes, trieb mich mein Herz, durch Lesen von Missionsschriften darauf geführt, den Entschluss zu fassen, den Heiden ebenfalls von der großen Liebe und Gnade, welche der Herr auch ihnen erzeigen will, zu erzählen«.

Dem Lebenslauf hatte von Wilucki eine Empfehlung beigelegt, in der er über Hermann Gäbler Auskunft gab. Seit sieben

Jahren kenne er ihn, der junge Mann sei ernst, fleißig, sittlich rein, sei »nicht ohne gute natürliche Gaben und Anlagen, vornehmlich aber aus ächt christlicher Zucht frommer Eltern mit einem besonders lebhaften Zuge zum Heilande und Seinem Reiche groß geworden. Seine religiösen biblischen Kenntnisse übertreffen bei Weitem das Wissen eines aus der einfachen Volksschule Hervorgegangenen, sein Urteil ist klar und gesund und auch für Sprachen zeigt sich eine besondere Begabung.« Weil er mit ihm Latein und Griechisch gepflegt hatte, konnte sich von Wilucki selbst ein Bild von Hermann Gäblers Fähigkeiten machen. Der Pfarrer bescheinigte Hermann Gäbler ferner den regelmäßigen, gewissenhaften Besuch des Gottesdienstes, des Katechismusunterrichts und der Missionsstunden.

Beim erneuten Gesuch von 1885 konnte Hermann Gäbler wiederum auf die Unterstützung Hardelands und von Wiluckis zählen. Dieses Mal äußerte sich der Zittauer Pfarrer Hardeland schriftlich.<sup>38</sup> Aufgrund eigener Beobachtungen könne er das Gesuch aufs Wärmste befürworten und hoffe zu Gott, dass der junge Gäbler wird tüchtig erfunden werden, einst den Heiden die frohe Weihnachtsbotschaft zu bringen. Der Weigsdorfer Pfarrer seinerseits betonte aufs Neue den ernsten Charakter des jungen Mannes und vermerkte darüber hinaus sowohl dessen kirchliche Gesinnung wie den unanstößigen und stillen Wandel.<sup>39</sup> Die Missionsleitung entschied am 25. Februar, unter Anwesenheit des Missionsdirektors Hardeland, über das Gesuch. Das Protokoll hält dazu fest: »Angenommen ferner Gäbler aus Dornhennersdorf bei Zittau, Weber, der sich schon früher gemeldet hatte, warm empfohlen von Diak. Hardeland in Zittau.«<sup>40</sup> Das Gremium vertraute dem Neffen des Missionsdirektors.

Wenige Tage nach der Sitzung der Missionsleitung schrieb der Missionsdirektor persönlich nach Dornhennersdorf und teilte Hermann Gäbler die erfreuliche Nachricht mit. In Begleitung seines Vaters machte sich Hermann am 10. April 1885, dem Dienstag nach Ostern, auf den Weg nach Leipzig und trat

in das 1856 errichtete Missionshaus ein.<sup>41</sup> Die Kosten des Aufenthalts im Seminar trug zur Gänze die Leipziger Mission. Sie wird hinfort sein Leben bestimmen. Neben Hermann Gäbler nahm die Missionsleitung noch fünf weitere Kandidaten in das Seminar auf. Doch nur einer, Reinhold Freche aus Dresden, beendete mit Hermann Gäbler den sechsjährigen Kursus, schied allerdings schon nach wenigen Jahren im Streit aus dem Missionsdienst aus. Damit blieb Gäbler der Einzige des Aufnahmejahrgangs 1885, der die Erwartungen der Mission erfüllte. Die Zahl der Ausgeschiedenen zeigt das Missverhältnis zwischen dem hohen Aufwand der Mission, Mitarbeiter auszubilden und in ihren Reihen zu halten einerseits und den geringen Erfolg dieser Anstrengungen andererseits. Zugleich wird deutlich, welches Maß an Lernbereitschaft, Beharrlichkeit, Charakterfestigkeit und Loyalität Hermann Gäbler aufbringen musste, um bei seinen Startbedingungen den Missionsberuf ergreifen und jahrzehntelang ausüben zu können.

Die Leipziger Mission gehörte zu den ältesten deutschsprachigen Missionsgesellschaften. Sie ging im Jahre 1836 als »Evangelisch-Lutherische Missionsgesellschaft zu Dresden« aus dem dortigen Missionsverein hervor. Dieser hatte bisher die Basler Mission unterstützt.<sup>42</sup> Die konfessionelle Präzisierung mit »Evangelisch-Lutherisch« weist auf die Gründe der Entstehung hin – und ist zugleich Programm. Dem Dresdner Missionsverein missfiel an der Basler Mission die fehlende Ausrichtung auf das lutherische Bekenntnis. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts waren in Deutschland Zusammenschlüsse von reformierten und lutherischen Kirchen, etwa in Preußen und Baden, entstanden. Als Reaktion auf diese Kirchenunionen verstärkte sich im Luthertum das Bewusstsein der eigenen konfessionellen Identität.<sup>43</sup> Der Rückgriff auf die Bekenntnisschriften des 16. Jahrhunderts gewann neue Aktualität, die Abgrenzung gegenüber dem reformierten Protestantismus nahm zu. Unter den treibenden Kräften der neuen Missionsgesellschaft im lutherischen

Sachsen gab es erklärte Gegner von Kirchenunionen. Sie sahen kein Heil in der Ausbildung lutherischer Missionskandidaten im Basler Seminar, wo konfessionsspezifische Verpflichtungen unbekannt waren. Andere lutherisch bestimmte Ausbildungsstätten gab es in Deutschland nicht. Als die Gesellschaft im Jahre 1840 die Statuten neu fasste, betonte sie den ihr eigenen lutherischen Charakter und verpflichtete sich auf »das Bekenntnis der ev.-luth. Kirche«. <sup>44</sup> Tatsächlich blieb diese strikte Ausrichtung das besondere Kennzeichen der Missionsgesellschaft. Die konfessionelle Basis spielte im Denken und in der Frömmigkeit von Hermann Gäbler wegen seiner pietistischen Grundprägung allerdings keine wesentliche Rolle. Rasch fand die Gesellschaft Anklang. In mehreren deutschen Ländern begannen Missionsvereine das lutherische Unternehmen bereitwillig zu unterstützen. Das ließ eine finanziell gesicherte Entwicklung erwarten. Allerdings blieben Grundfragen nach Organisation und missionstheologischer Fundierung vorderhand ungeklärt. Erst der seit 1844 tätige Missionsdirektor Karl Graul <sup>45</sup> (1814–1864) legte die theologische und organisatorische Basis für eine erfolgreiche Arbeit. Als Wegleitung blieb die Mission hinfort seinen Prinzipien verpflichtet.

Als der knapp dreißigjährige Graul nach Dresden kam, hatte er sich bereits als konservativer, lutherisch-konfessioneller Theologe und erklärter Unionsgegner einen Namen gemacht. Seine missionstheologischen Anschauungen fügten sich in diese Haltung ein. Die Mission erachtete er als eine wesentliche Lebensäußerung der Kirche. Sie habe »kirchlich« zu sein, auch wenn sie in den Landeskirchen nur von Vereinen getragen werde. Die von ihm geleitete Missionsgesellschaft diene deshalb dem kirchlichen Missionsauftrag und verstehe sich als Sammlung der Missionsanstrengungen des neu erstarkten Luthertums. Nötig seien in der Mission ähnlich wie in der Kirche die unzweideutige lutherische Bekenntnisgrundlage, ein straffes Regiment sowie wissenschaftlich vorzüglich gebildete Amtsträ-